

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 133

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

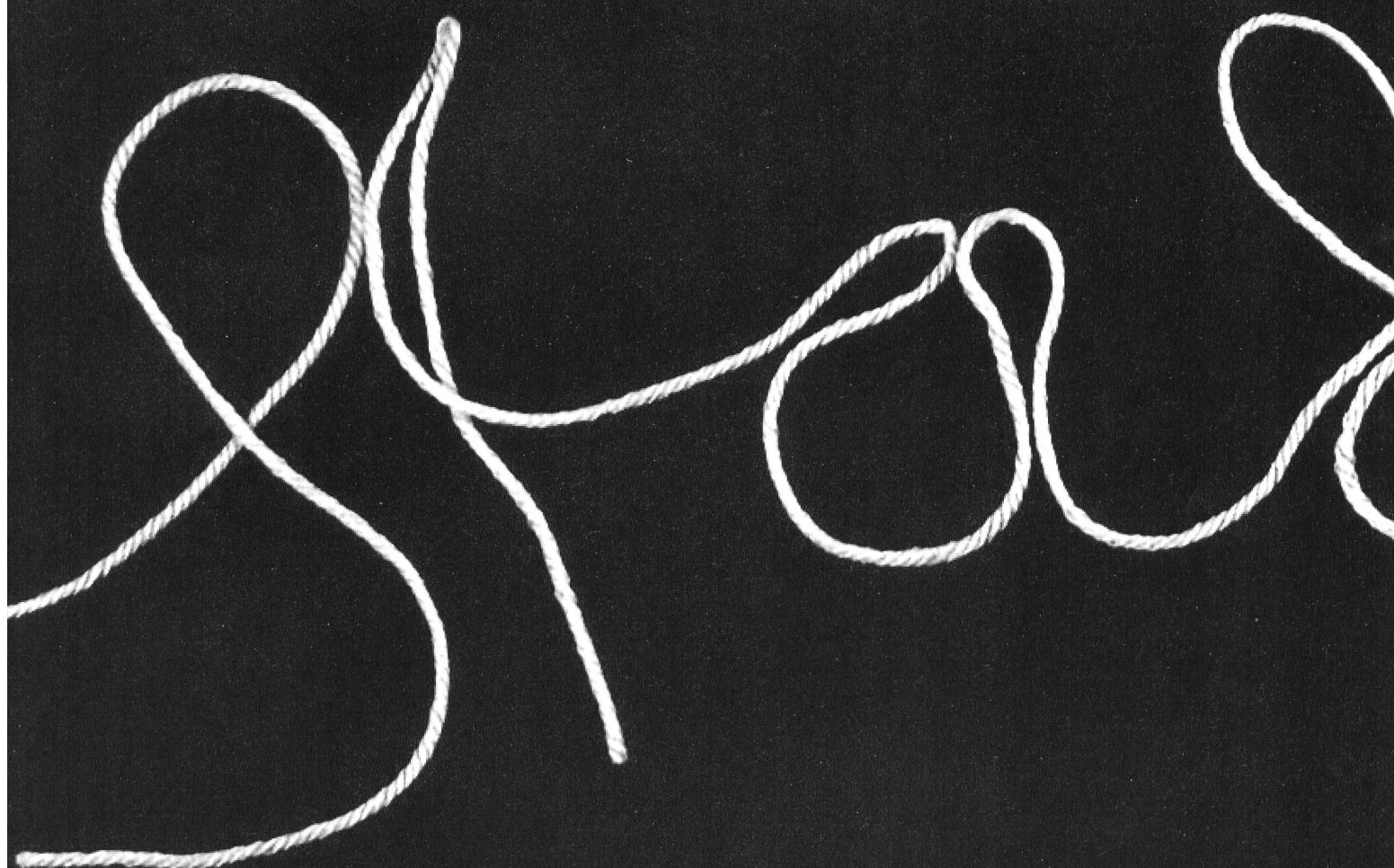
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Offizialdelikt Wildes Plakat + + **Gestern herrschte der Wahnsinn in der Multergasse, morgen rücken die Klebestreifenwagen aus + + Auch das Bleicheli bekommt sein Spezialputzfahrzeug + + Ausserdem: Ein Stattspaziergang nach Chur und eine Velotour durch Zamoranoland.**

WILDE PLAKATE FÜR DIE BRAVE STADT

26

Am ersten städtischen Kulturgespräch wurde Kritik am Plakatregime der Stadt St.Gallen laut. Höchste Zeit, denn mit dem neuen Polizeireglement, über das am 5. Juni abgestimmt wird, kommt es knüppeldick: Wildes Plakatieren wird zum Offizialdelikt, die Streifenwagen rücken künftig wegen ein paar Klebestreifen aus. Und schon gibt es Städte, die den St.Galler Saubermännern nacheifern. von Andreas Kneubühler

«Ist erst ein Plakat an der Wand, folgen bald ein zweites, drittes und viertes», regte sich Stadtrat Hubert Schlegel vor rund zwei Jahren auf, als er das neue Konzept für die Kleinplakatierung auf öffentlichem Grund vorstellte. «Mit Plakaten voll geklebte Wände erwecken den Eindruck von Verwahrlosung.» Umfragen hätten gezeigt, dass dies zur Verunsicherung in der Bevölkerung beitrage, behauptete Schlegel. Die Bevölkerung kann inzwischen ruhig schlafen, in der Sleeping Zone: Die Innenstadt ist heute plakatmässig totalberuhigt. Die hiesige Veranstalterszene hat die Direktiven der Gewerbepolizei anstandslos geschluckt. Ausser leises Grummeln im Untergrund drang nichts an die Oberfläche. Ein Test-Spaziergang durch die Stadt zeigt: Es gibt kaum mehr Kleinplakate im öffentlichen Raum, wilde schon gar nicht. Wenn trotzdem Hinweise auf kulturelles Leben zu finden sind, dann schön ordentlich aufgeklebt und «gerähmlet» bei einer der offiziellen gewerbepolizeilichen Klebestellen.

Seit 2003 funktioniert das nämlich so, wenn man auf einem Kleinplakat für eine Veranstaltung werben will: Zwei Wochen bevor die Plakate hängen sollen, muss man sich bei der Stiftung für Arbeit melden, welche die insgesamt 28 offiziellen Flächen bewirtschaftet, 13 davon in der Innenstadt. Vier Tage vor dem Aufkleben müssen die Plakate bei der Gewer-

bepolizei abgeliefert werden. Die einzige Alternative zur Bürokratie ist «8 days a week» von Rubel Vetsch. Er bewirtschaftet Schaukästen und Flächen in diversen Geschäften und bezahlt dafür auch Miete.

Verschwundene Vielfalt

Die Folgen des strengen Plakatregimes sind sichtbar: «Die Stadt ist steril geworden», findet Rubel Vetsch. Verschiedene Veranstalter lassen keine Plakate mehr aushängen. Für die als Plakate herausgegebenen Blätter von Druckkünstler Martin Amstutz ist das Angebot der Gewerbepolizei keine Alternative. «Die Plakate werden geklebt, man kann sie deshalb nicht mehr anderswo aufhängen», bedauert er. Seine neueste Aktion hat übrigens als Sujet die Aufschrift «wildes Plakat» und ist momentan in der Stadt zu sehen – wenn denn ein Platz dafür gefunden wurde.

Vor eineinhalb Jahren stellte das Kinok seinen

Plakataushang sang- und klanglos ein. «Es gibt zu wenig Flächen, wir können im Strassenbild gar nicht mehr präsent sei», klagt Sandra Meier. Dabei hätte das Kinok eine Plakatgeschichte, die bis in die achtziger Jahre zurückgeht. Man arbeitet immer wieder mit jungen Grafikerinnen und Grafikern zusammen. Ähnlich ergeht es Grabenhalle, Kugl, Engel. Die Plakate für deren Veranstaltungen hängen vorzugsweise in der Grabenhalle, im Kugl oder im Engel und nicht mehr auf der Strasse. Behördlich verfügte Inzucht sozusagen.

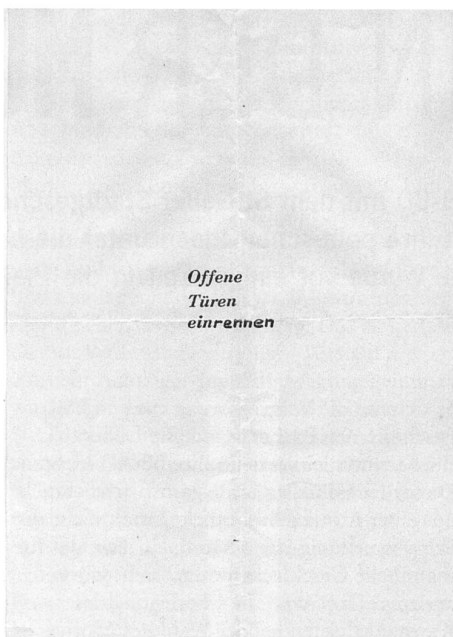
Das Verschwinden des Kleinplakats aus dem Strassenbild fällt auf – und stört. «In anderen Städten profilieren sich Grafiker über die Kleinplakate», bedauert Sascha Tittmann, selbst Grafiker und Veranstalter, die verschwundene Vielfalt. Und Martin Amstutz wirbt für das Plakat als einzigartiges Medium: «Die Information ist ungefiltert, niemand ist davon ausgeschlossen.»

Rubel Vetsch ist zwar überzeugt, dass sich bei der Wirkung der Plakate nicht viel geändert hat. «Die Veranstaltungen werden weiter beworben, nur nicht mehr auf der Strasse.» Geändert hat sich allerdings die finanzielle Ausgangslage für die Werbung. Kleine Veranstalter konnten früher ihre Plakate nach Feierabend selbst und damit natürlich gratis aufhängen. Damit sei es vorbei, weiss Vetsch. «Die werden fast sicher erwischt.» Die Busse liegt bei 50 Franken pro Plakat. Das Geld, das jetzt für die offiziellen Hängesysteme ausgegeben werden müsse, werde dafür bei der Gestaltung eingespart, kritisiert Sascha Tittmann und wundert sich, dass sich nicht mehr Grafiker gegen die Zustände wehren.

Vor den Untersuchungsrichter

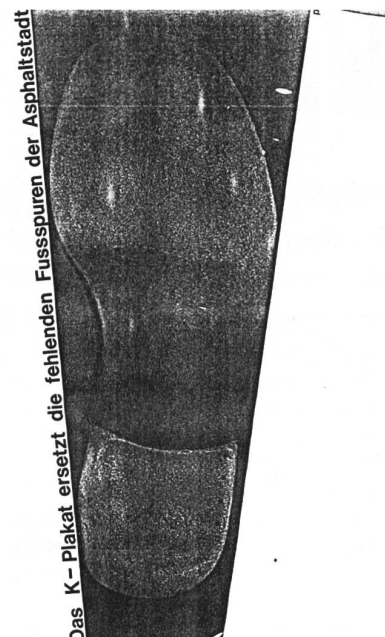
Wie man es auch dreht: Die Strategie von Schlegel war ein voller Erfolg. «Mit der Plakatierung haben wir momentan keine Probleme», bestätigt denn auch Walter Schweizer, Leiter der Gewerbepolizei. Alles klar also, zumindest auf Seiten der Saubermänner? Leider nicht. Mit der Reglementierung ist es nämlich überhaupt noch nicht vorbei: Im unseligen neuen Polizeireglement, über das am 5. Juni abgestimmt wird, stehen neue verschärfte Bestimmungen. Das wilde Plakatieren soll mit einem eigenen Artikel gleich zum Offizialdelikt erklärt werden. Das bedeutet, dass die Beamten von sich aus aktiv werden müssen. Die Begründung: Für das unbewilligte Plakatieren sei bisher für die Strafverfolgung ein Strafantrag des Grundeigentümers notwendig. «Eine Sanktionierung des wilden Plakatierens auf privatem Grund ist deshalb ausserordentlich schwierig und zeitaufwendig», heisst es in der Vorlage.

Schwierig und zeitaufwendig? Bei einem Problem, das gar nicht mehr existiert? Was damit gemeint sein könnte, zeigt die Geschichte einer



Plakate, die nicht bloss wild geklebt, sondern auch wild gedacht waren. Beispiele aus der Kleinplakatwelle von 1979 - 80. Mehr dazu auf der nächsten Doppelseite.

Anzeige gegen Rubel Vetsch, die schliesslich zum Rohrkrepiierer wurde. Die Gewerbepolizei habe den Grundeigentümer offensichtlich nicht dazu gebracht, eine Klage einzureichen, erinnert sich Anwalt Peter Dörflinger. So habe sie am letzten möglichen Tag der Frist, in der eine Busse möglich war, irgendein Papier, aber keine Strafklage präsentiert. Das Resultat: Die Busse musste nicht bezahlt werden und die Verfahrenskosten gingen zu Lasten des Staates. Solche Umtriebe könnte sich die Gewerbepolizei in Zukunft ersparen, würde das Polizeireglement angenommen. «Ich habe zuerst gedacht, es sei ein Scherz, aber das scheint ihnen wirklich ziemlich ernst zu sein», reagierte Martin Amstutz auf die Ankündigung. Ernst



Starkes Bündnis für starke Kampagne

«Auch Du bist Stadt!» Mit diesem Slogan will ein Komitee aus sämtlichen linken Gruppierungen, kirchlichen Kreisen und kulturell Engagierten gegen das neue Polizeireglement antreten, das am 5. Juni zur Abstimmung gelangt. «Wir wollen mit dem Slogan in die Mitte zielen und aufzeigen, dass es bei der Vorlage zur Hauptsache um unseren Umgang mit dem öffentlichen Raum geht», sagt Franz Schibli von der PdA. «Im Mittelalter hiess es, Stadtluft mache frei. Auch heute muss ein lebendiges Zusammenleben möglich sein. Das neue Reglement, ganz und gar dem repressiven Sicherheitsdenken verhaftet, läuft dieser Vorstellung zuwider: Die Grundrechte werden eingeschränkt, jeder und jede kann aus dem Stadtraum weggezwungen werden.» Ganz in diesem Sinn hoffe man auf weitere Verbündete, fernab der üblichen Parteigrenzen. Und verspricht eine urbane Kampagne: Mit Plakaten im Weltformat – durchaus auch als Beitrag an die serbelnde Plakatkultur gedacht – will man auf das Thema aufmerksam machen. Eine kulturelle Wegdüda-Nacht soll zeigen, wie vielfältig der Stadtraum genutzt werden kann. Mehr Infos: www.wegda.ch. (ks.)

ist es wirklich. Das zeigt ein kürzlich im Berner «Bund» erschienener Artikel über die «Unsitte» des wilden Plakatierens. Dazu gab es einen Kasten mit dem Titel: «In St.Gallen gibt es das nicht». Auskunftsperson war Peter Bommeli von der St.Galler Gewerbepolizei. Das Aufhängen sei in der Stadt St.Gallen ein Offizialdelikt, erklärte er voreilig. Und: «Wer mehr als sechs Plakate zu verantworten hat, landet vor dem Untersuchungsrichter.» – St.Gallen ein Vorbild für Repression? Noch ist es nicht soweit.

Andreas Kneubühler, 1964, arbeitet als Journalist im Pressebüro St.Gallen.

WAHNSINN IN DER MULTERGASSE

Eine Kleinplakatwelle setzte sich 1979-80 mit dem St.Galler Stadtgeschehen auseinander. Anonyme Aktivisten brachten mit fotokopierten A4-Blättern ihre politischen Ideen unter die Leute und frappten mit Doppelbödigkeit und Poesie. Ein Teil dieser Plakate wurde vor einiger Zeit in die Plakatsammlung des Zürcher Museum für Gestaltung aufgenommen. von Wolfgang Steiger

«He halt, das geht da nicht!» Der junge Mann drehte sich um. Hinter ihm stand Samuel Gugger, der Chef der St.Galler Stadtpolizei. Der Ertappte war gerade dabei, ein Plakat zum Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest vom 23. bis 24. August 1980 auf die Bauwand bei der Laurenzenkirche zu heften. Er kannte Gugger als Kunden der Buchhandlung, in der er arbeitete. Dieser deckte sich dort regelmässig mit theologischer Literatur ein. Nebenher absolvierte der Polizeichef nämlich ein Theologiestudium. Bald würde er seinen Posten bei der Stadtpolizei quittieren und die Stelle des protestantischen Pfarrers in Brunnadern im Neckertal antreten. Das wilde Plakatieren an der Zentrumskirche nahm der Polizist/Pfarrer denn auch irgendwie persönlich. Direkt verboten war es ja damals nicht – und ist es vorläufig auch heute noch nicht. Aber das hiess nicht, dass hier nicht etwas Verdächtiges vorging und einer polizeilichen Intervention bedurfte.

Gugger musste der Sache auf den Grund gehen. Hier betrieb einer ganz offensichtlich unautorisierte Werbung für das Schwingfest. Und dann das Motiv des Plakates! Es zeigte einen erigierten Penis, der von einer Hand wie ein Szepter hochgehalten wird. Dabei handelte

es sich um die Vergrösserung eines in Holz geschnittenen Ex Libris, wie sie früher Büchersammler vorne in ihre Bücher klebten. Dieses Ex Libris stammte ganz offensichtlich aus einer Erotika-Bibliothek. Erhält nicht der Schwingerkönig einen Muni, ein Tier, das für männliche Geschlechtspotenz steht wie kein anderes? Dies war die Überlegung des Kunst-Aktivisten bei der Wahl des Motivs. Polizeichef Gugger verstand keinen Spass und beschlagnahmte das Corpus-Delikti. Dem jungen Buchhändler war eine Anzeige mit Busse sicher.

Selber senden

Mit den ungefragten und wild plakatierten Werbemitteln zum Schwingerfest befand sich die St.Galler Kleinplakatwelle auf ihrem Höhepunkt. Immer mit dem offiziellen Schriftzug versehen, standen die Schwingerplakate in ironischem Kontrast zur PR-Walze, welche die Stadt vor diesem Grossanlass überrollte. Beim Schwingerpaar auf einem anderen Kleinplakat – entlehnt vom offiziellen Signet des Festes – besitzt der eine ein Messer, das er seinem Gegner in den Rücken stossen will. Mit der Fotografie eines Paares sich verliebter junger Männer von Walter Pfeiffer finden die kraftstrotzenden Kampfrituale eine homoerotische Umdeutung. Das Gewirr nackter Leiber ist ein Ausschnitt aus Gustav Dorés berühmtem Bild «die Sintflut».

Presse und Fernsehen begannen sich für das Phänomen der Kleinplakate zu interessieren. Hanspeter Spörri beschrieb die St.Galler Subkultur im Tagblatt unter dem Titel «Aus dem Land der Zärtlichkeit». Obwohl die Plakate anonym erschienen, erkannte er als Szenenintimus die «Urheber», die «Sender», die «Veranstalter». Und er schwärmte von seinem Lieblingsschwingerfestplakat: «Es stellt zwei einander liebkosende Kühe dar. Es ist geschaffen in der Tradition chinesischer Tuschmalerei – von einem Chinesen aus Taiwan. Die chinesischen Schriftzeichen bedeuten «Land der Zärtlichkeit». Und der Chinese soll auch gesagt haben, dass in seiner Heimat so eine Plakataktion nicht möglich gewesen wäre.

Polizei, Militär, Gesetz, Gefängnis.» Dank dem Auslaufen des Xerox-Patentes kamen 1979 die ersten Kopiershops in der Stadt auf. Die neuen Möglichkeiten mit den Normalpapierkopierern waren faszinierend. Praktisch ohne Geld und ohne spezielle Fähigkeiten konnte wer wollte Plakate, Grafiken, Kunstwerke herstellen und diese verbreiten. So rief eine «Liga der Kleinplakathänger» auf zum nächtlichen Zeichensetzen an Strassen, Wänden und Plätzen. Auf dem Flugblatt hiess es: «Wer die Zeichen versteht, die Sprachlosigkeit überwinden will, hat nur eine Möglichkeit: selber senden!»

Da schwebt auf blutrotem Papier eine Frau über das Breitformat. Darüber der Text: «Die Hälfte des Himmels menstruiert, und alle Welt träumt.» In die Multergasse ist die schreiende Figur aus dem Kultbild «Der Schrei» von Edvard Munch montiert. Dazu steht: «Wahnsinn in der Multergasse». Das Porträt eines alten verbitterten Mannes mit Brille und Augenklappe ist in Frakturschrift mit «Homo Güllus» untertitelt. Neben einer fotokopierten Schuhsohle steht: «Das K-Plakat ersetzt die fehlenden Fussspuren der Asphaltstadt.»

s' Mami
chlaut
alles
idä

MIGROS



EIDG. SCHWING-UND ÄLPLERFEST
ST. GALLEN 23.-24. 8. 1980

Von der Gasse ins Museum

Pascal Froidevaux, ein Aktivist der Kleinplakatwelle, erinnert sich: «Wir trafen regelmässig auch Hans Krüsi bei den Kopierapparaten an. Ganz unabhängig von uns war auch er auf das neue Medium gestossen».

Die Kleinplakate protestierten gemäss Froidevaux vor allem gegen die Inbesitznahme des Lebensraumes durch den Kommerz. Teils satirisch, teils anregend nahmen sie Politik und Gesellschaft aufs Korn. Sie sollten ein Zeichen setzen gegen die Resignation. Wie in anderen Schweizer Städten zu der Zeit war der Kampf gegen den autoritären Staat für mehr Autonomie in Gang. Wobei die Kleinplakatsubkultur aber nicht unbedingt identisch war mit der Bewegung für ein autonomes Jugendzentrum.

«Wir verstanden die Sache als harmlosen Streich, sicher weniger schlimm als sprayen», sagt der heutige Angestellte einer Weinhandlung. Damals musste er um seinen Primarlehrerjob bangen. «Die wichtigen gesellschaftlichen Schaltstellen waren in St.Gallen von bürgerlichen Hardlinern wie Ernst Rüesch besetzt. Deshalb hätte mir dieses harmlose Tun ohne weiteres ein Berufsverbot einbringen können, falls ich von der Polizei erwischt worden wäre.»

Unlängst half Froidevaux mit bei einem Plakatbuchprojekt des Museums für Gestaltung Zürich. «Hors-Sol-Poster Actions in Switzerland» dokumentiert Plakataktionen für nicht kommerzielle Botschaften im öffentlichen Raum. Hors-Sol meint dabei eine Kunstproduktion, die nicht auf dem Boden eines Auftraggebers gewachsen ist; also in jeder Hinsicht publikrelation-, marketing- und werbefrei. Im Buch befinden sich auch einige Beispiele aus der St.Galler Kleinplakatszene, denen «eindringliche Brisanz und aufrütteln-

de Unmittelbarkeit» nachgesagt wird. Der kürzlich – am 18. Februar – im Alter von 71 Jahren verstorbene Ausstellungsmacher Harald Szeemann steuerte ein Nachwort bei.

Abschied von der Autorenschaft

Zum damaligen Zeitgefühl schrieb der Psychotherapeut Emanuel Hurwitz am 19. Juni 1980: «1968 rief man noch mit Marcuse: Die Phantasie an die Macht! Die heutige Bewegung praktiziert diese Phantasie ohne Führer und Ideologen – der Ruf nach Bestrafung der Drahtzieher verpufft ins Leere. Das ist gerade die Stärke dieser Bewegung.» Was auf die Zürcher Achtziger-Jugendbewegung gemünzt war, traf in gewisser Weise auch auf die St.Galler Kleinplakatszene zu. Das Misstrauen gegen Chefideologen sass tief. Diese Haltung kam ganz aus dem Bauch, denn Theoriebildung wurde kaum betrieben. In St.Gallen verirrten sich Studierende nur spärlich unters Subkulturvolk.

Frage an den früheren Kleinplakataktivisten: Ist es richtig, wenn die anonymen Plakate später mit Urhebernamen versehen in einem Museumskatalog erscheinen? Pascal Froidevaux kontert schmunzelnd mit einem Aphorismus: «Bescheidenheit ist die letzte Raffinesse der Eitelkeit.» Ja, für ihn ist die damalige Verweigerungshaltung heute nicht mehr verbindlich. Aber er kann bestätigen, dass damals kaum jemand ernsthaft eine Zentrale zur Steuerung der Kleinplakatwelle betreiben wollte.

In eine ungemütliche Lage geriet der Konzeptkünstler Hansruedi Fricker, was ihm womöglich aber gerade in den Kram passte. Zum einen gab er mit seiner Konzeptarbeit «Lebensraumzeichen» die Initialzündung für die Kleinplakatbewegung. In einer Fotokabine schoss er von sich ein Porträtfoto und vergrösserte es anschliessend auf A4. Dann stellte er davon 50 Kopien her. Mit Klebestreifen oder Reissnägeln tapezierte er schliesslich sein Konterfei auf die Hauswände der Innenstadt. So beeindruckend schnörkellos und wirkungsvoll diese Arbeit auch war, der subversiven Kraft der nachfolgend entstandenen, anonymen Plakate hielt sie nicht stand. Frickers ureigene Idee der «Lebensraumzeichen» hatte sich verselbständigt und ihn überflügelte.

Noch ist St.Gallen nicht gefallen

An der GSMBA-Jahresausstellung (Gesellschaft schweizerischer Maler Bildhauer und Architekten = Vorgängerorganisation der Visarte) im November 1980 im Stadttheaterfoyer stellte Fricker eine Bretterwand mit Beispielen aus der grassierenden Kleinplakatwelle aus. Seine Installation nannte er «Kleinplakate vor die Säue werfen». Es kam zu einem doppelten Eklat. Wutentbrannt über diese Zumutung hängten zwei Künstler der älteren Gene-

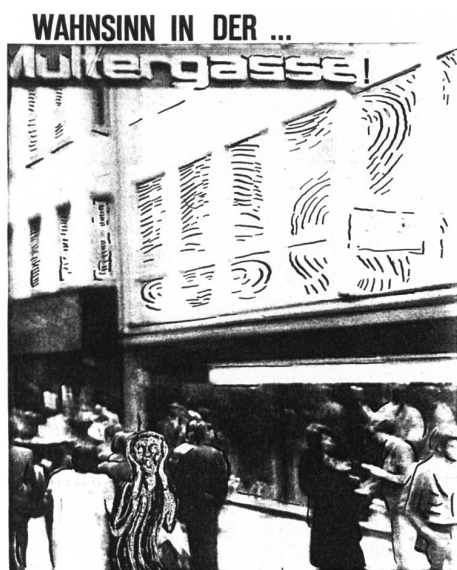
ration ihre Werke wieder ab und verliessen unter Protest die Ausstellung. Auch die Liga der Kleinplakathänger war mit Frickers Vereinnahmung der aus anarchischem Urgrund entstandenen Werke nicht einverstanden. Einige Aktivisten stürmten später gar den Ausstellungsraum und warfen die Holzwand um. Zudem beschallten Unbekannte während der Vernissage das Stadttheaterfoyer mit einem monoton repetierten «noch ist St.Gallen nicht gefallen». Der Satz erinnerte an den Anfang der polnischen Nationalhymne «Noch ist Polen nicht verloren», also daran, dass eine scheinbar unlösbare Situation doch noch lösbar ist. Polen war in jenen Tagen ausserpolitisch ein beherrschendes Thema. 1980 entstand mit der Solidarnosc zum ersten Mal in einem kommunistischen Staat eine unabhängige Gewerkschaft.

«Noch ist St.Gallen nicht gefallen» bedeutete: «Keine Panik, zwar läuft alles in die verkehrte Richtung, aber solange noch Leute selber Lebenszeichen senden, ist St.Gallen noch nicht ganz in die Hände der Geschäftemacher und Manipulatoren gefallen.» Eine Erkenntnis, die auch heute noch ihre Gültigkeit besitzt.

P.S.: Harald Szeemann nimmt im Hor-Sol-Buch kein Blatt vor den Mund. Ungewöhnlich offen kritisiert er den im Buch vorhandenen Hors-Sol-Mentalitätsraum und höhnt über «die Eindringlichkeit der Innerschweizer Innerlichkeit». Das meiste ist für ihn physisch zuwenig präsent. Er liebt Plakate wie Joseph Beuys' «La rivoluzione siamo noi». Szeemann sah auf einer Ausstellung in Mailand Plakate aus Bosnien: «Plakate voller Ironie und Bitterkeit. Eine Hand hält vier Asse mit Davidstern, orthodoxem und katholischem Kreuz, dem Türkenhalbmond. Ein Eierbehälter preist mit den Worten «Buy five get one free» sechs Landminen an. Eine Handtasche «made in Bosnia» ist aus Menschenhaut.» Szeemann fragt: «Hat die Ästhetik keinen Wirbel gehabt im letzten Jahrhundert, hat kein Emserchemiewässerchen Autonomie und Ethik gespührt?» Er hätte sich mehr anarchischen Elan für die Hors-Sol-Plakatsammlung gewünscht und hofft auf einen zweiten Band: «Denn so problemlos ist es bei uns doch auch nicht.»

Hors-Sol-Poster Actions in Switzerland. Museum für Gestaltung Zürich Plakatsammlung, mit einem Essay von André Vladimier Heiz, Nachwort von Harald Szeemann, herausgegeben von Bettina Richter. Lars Müller Publishers, Zürich 2001.

Wolfgang Steiger, 1953, Steinbildhauer und Gelegenheitsschreiber, wohnt in Schwellbrunn.



SCHREISCHLEUDER ERFORSCHT DIE OSTSCHWEIZER WIRKLICHKEIT

SING A SONG TO THE BLEICHELI

In Raiffeisen-Downtown wird der rote Teppich ausgerollt. Fragt sich bloss, für wen. Eine Polemik aus sicherer Zürcher Distanz. von Marcel Bächtiger

Begeisterung überall: Die Wettbewerbsjury nannte es einen «gestalterischen Wurf mit der Qualität einer städtebaulichen Ikone», Stadträtin Elisabeth Beéry schlicht ein «Highlight», der Auftraggeber selbst einen «Idealfall eines Kunst-und-Bau-Projekts». Und die Atmosphäre – schön für St.Gallen – werde eine «fröhliche, leicht ironisch anmutende» sein (wieder der Wettbewerbsbericht). Das Magazin «Hochparterre», ein Garant für leicht angestaubten Humor, lief zu wortspielerischer Hochform auf und titelte: «Ein Cervelat für die Bratwurst-Stadt». Das war im Herbst 2004.

Die Sache mit dem Cervelat ist unterdessen gegessen, die «Stadt-Lounge» in ihren Ausmassen geschrumpft und die ursprünglich tatsächlich wurstähnliche Grundrissform verschwunden. Dafür kann das Tiefbauamt auf einen geschäftigen Winter zurückblicken. Wie der Chefingenieur vermerkte, würden nun die anderen Städte «neidisch um die Häuserecken schauen», um zu sehen, was der St. Galler Tiefbau zu leisten fähig sei. Das Objekt der Begierde: Pipilotis «Roter Teppich». Oder um es ein wenig konkreter auszudrücken: Pipilotis «Gummigranulatmischung, die mit Polyurethan-Bindemittel gebunden und dann rot eingefärbt wird» (das Tiefbauamt St. Gallen).

Nach langwierigen Testphasen, die im Werkhof Waldau stattfanden, habe sich dieser Belag als bestgeeigneter herausgestellt. Seine Verwendung dürfe unter den gegebenen Gestaltungsvorgaben «gewagt werden». Ein weiteres Bijou unter den kommenden städtebaulichen Ikonen wird aber zweifellos das neue Unterhaltsfahrzeug sein. Um für den heiklen Belag eine «schonendere Schneeräumung» zu gewährleisten, wird dieses Gerät mit eigens getesteten «Spezialbürsten» ausgerüstet und der Teppich quasi mit einer Feinmassage verwöhnt.

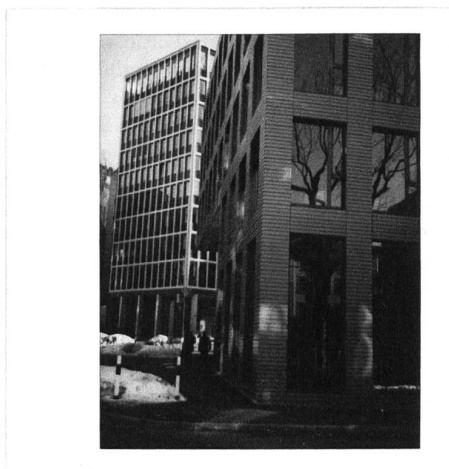
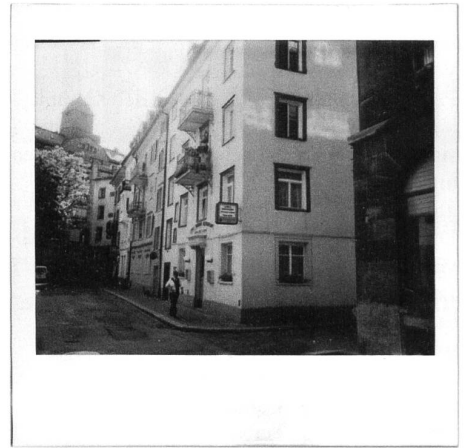
Der «Rote Teppich» oder, ein wenig zeitgemässer betitelt, die «Stadt-Lounge» ist nicht alleine das Werk von Pipiloti Rist; in gleichberechtigter Partner- und Urheberschaft zeichnet auch der Rheintaler Architekt Carlos Martinez für das Projekt verantwortlich. Sein Name wird häufig vergessen – Pipi tönt einfach lustiger. Lassen wir ihn daher selbst zu Wort kommen: «Das Gebiet schien uns wie ein Patient, dem etwas fehlte», so Martinez in einem Interview im letzten Herbst. «Wir versuchten es mit Kunstinstallationen, fanden aber nichts, was überzeugte.» Dann Pipilotis zündende Idee (wie gut, dass es Künstler gibt!): Sie würden nun – So einfach! So schön! – genau das machen, was sie selbst an diesem Ort gerne

vorfinden würden. Dieser Vorschlag, so Martinez, habe das ganze Team «beflügelt», ja, einen wahren «Schub» ausgelöst. Man kann sich fragen, was dieses Team normalerweise macht. Sich besonders hässliche Dinge vorstellen? Für die fortschreitende Heroisierung der Stadt-Lounge, so lernen wir, ist wohl keine Anekdote zu platt.

«Eigentlich verseckelt»

«Es ist ja auch eine heikle Situation, in dem Sinn, dass... Man merkt es ja daran: man will nicht motzen, wenn die Pipiloti etwas macht. Weil man denkt: ich kann doch nicht so hinterwäldlerisch sein.» Solche Selbstzweifel befallen unterdessen selbst gestandene Skeptiker wie den 80erJahre-Bewegten W., dessen Name hier nicht genannt werden soll. Man will es ja nicht dem SVP-Vertreter gleich tun, der von einem «roten Schandfleck», schlimmer noch: von einer Beleidigung fürs Auge spricht. Der SVP-Vertreter steht auch ziemlich alleine da (andere Stimmen aus der letzten Sitzung des Stadtparlaments: «Einzigartig!», «Spektakulär!», «Brillant!» – letzteres übrigens von Albert Nufer; vielleicht bekommt er einen neuen Besen). Es sei letztlich der Konsens, der irgendwie aufstosse, meint W.: «Einerseits richtet man eine ‚Lounge‘ ein. Die ist dann nur noch für ein spezielles Volk da: die Bänker, die dort ihr Sandwich essen...» – «...und am Abend ihr Cüpli trinken!» - «Richtig», darauf W., «das ist gedacht für irgendwelche Yuppies, die mit dem Laptop Pause machen. Aber was passiert, wenn dort die Punks rumhängen?» – «Das wollte ich auch fragen. Es könnte ja... Es handelt sich ja um sehr ‚schöne‘, sehr ‚saubere‘ Vorstellungen vom öffentlichen Raum: Es entsteht eine Relax-Lounge, eine Business-Lounge, alles auf dem sogenannten roten Teppich...» – «Und wenn ein Punk auf den Teppich kotzt?» – «Gottlob wissen wir: Dann kommt das Spezialfahrzeug mit den Spezialbürsten!»

Ein Architekt, ebenfalls zum Wettbewerb für das Bleicheli eingeladen, findet die Lösung von Rist und Martinez darum «gerade falsch». Als



St.Gallen, wie es nicht mehr steht: Das Bleicheli 1999 und 2005. Im Zwischenraum wird der rote Teppich ausgelegt. Polaroids: Florian Bachmann.



«vehementen Verfechter» des öffentlichen Raumes fühle er sich vom Wettbewerbsergebnis «eigentlich verseckelt», ja, er hätte am besten gar nicht teilgenommen. Für ihn stellt Pipilottis Stadt-Lounge ein Marketing-Gag dar, der eine freie öffentliche Nutzung letztlich per se ausschliesse. Auch der Architekt bleibt an dieser Stelle anonym. Weil das Thema so heikel ist.

Aber zurück zu W.: Der Verlust der Frohegg mag den einen oder anderen sentimental stimmen, für W. aber ist das Bleicheli noch mit ganz anderen Erinnerungen verbunden. 1981, einen heissen Sommer lang, sei an der Gartenstrasse das AJZ gestanden, das Autonome Jugendzentrum, das in dieser Zeit sogar eine eigene selbstverwaltete Republik ausgerufen habe (die Frauen haben zu diesem Zweck eine Flagge genäht). Und während man von der Stadt-Lounge vernimmt, kulturelle Anlässe seien «angedacht», erzählt mir W. von einem kulturellen «Anlass» anno 1981: «Im AJZ gab es ein legendäres Konzert, wo uns die Polizei gleichzeitig umstellt hat, weil irgendwer ein Feuer entfacht hat auf dem Parkplatz. Und weil man die Strasse irgendwie mit Betonelementen verbarrikadiert hat. Da ist dann ein eigentlicher Platz entstanden.» – «Zwischen der Polzeisperrre, quasi.» – «Ja. Aber es ging dann eine gewisse Zeit, bis die Polizei ihre Leute zusammenhatte. Und die Band spielte bis zum Schluss, drei Stunden lang, irgendeine Band vom Land, bis dann alle mit Kastenwagen abtransportiert wurden.» – «Tatsächlich?» – «Ja, eigentlich war das eine ernste Angelegenheit.»

Reduce to the max

Wieder in der Gegenwart: Der neue Hausherr des «kulturellen Lebens» im Bleicheli, wenn man das so nennen will, ist Mario Tomasini, Besitzer des Restaurants «Maximilian». Dies ist neben einer Pizzeria der einzige Gastrobetrieb im neuen Bankenviertel, weshalb es im Bleicheli ein wenig «tötelen» würde, so der VCS kritisch, vor allem nachts. Das «Maximilian» steht just an dem Ort, wo vor kurzem

noch die Frohegg ihre Konzerte veranstaltete, in unmittelbarer Nähe übrigens auch vom ehemaligen «Bündnerhof», der – ebenfalls in und aus der 80er-Szene entstanden – als Vorläufer des heutigen «Engel» gelten kann. Auch Herrn Tomasini zitieren wir gerne im O-Ton (hier bei der Besichtigung des Rohbaus): «Kann hier eine neue Gaststätte entstehen? Das Gefühl stimmt. 'Ja!', lächelt das Herz. 'Ja!', knurrt der Magen. ‚Maximilian‘ flüstere ich und meine Nackenhaare stehen kribbelig zu Berge. Dieser Ort verdient einen grosszügigen Namen...» (aus dem hauseigenen Magazin «zeitlos»).

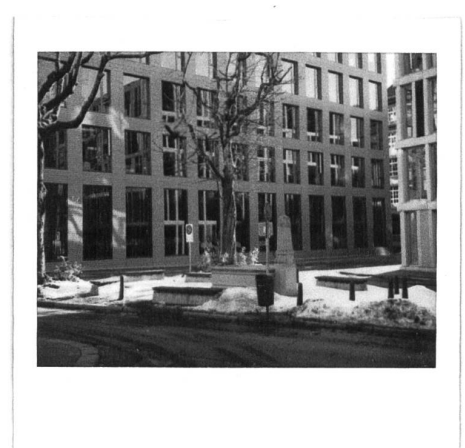
Interessant ist, dass das Restaurant mit dem grosszügigen Namen das eigentliche Zentrum der Stadt-Lounge bilden wird. Die redimensionierte Variante des Entwurfs fokussiert nämlich auf die zwei Dreiecksplätze nördlich und östlich des kürzlich fertiggestellten Gebäudes an der Schreinerstrasse. «Darin», so der Stadtrat, «befindet sich auch ein Restaurant, vor dem die angrenzenden Platzflächen als Gartenrestaurant und Café genutzt werden können.» Der rote Teppich von Pipilotti und Carlos ist also nicht unbedingt ein «öffentliches Wohnzimmer», vielleicht auch nicht die «prestigeträchtige Vorhalle der Raiffeisen-Banken», wie an einem anderen Ort gemeckert



wurde, sondern vor allem – so einfach sind die Dinge! – der Gartensitzplatz des Maximilians. Wir gehen darum ein bisschen näher heran, um eine Vorstellung zu bekommen, wie das Leben in der Maximilian-Stadt-Lounge aussehen könnte.

Herr Tomasini ist ja ein Mann mit Stil und Klasse. In weiser Voraussicht hat er daher in seinem Lokal ebenfalls auf Kunst gesetzt. Als Architekt waltete Marcus Gossolt, die eine Hälfte des Künstlerduos Com&Com, das seinerseits Romanshorn das fragwürdige Moc-Moc verpasst hat. Er habe die «fixe Idee» gehabt, so Gossolt, mit einer einzigen räumlichen Geste alle Nutzungsansprüche und Raumklimas zu definieren. Daraus entstand

die sogenannte «fliegende» Wand, die von seiner Frau Gilgi Guggenheim mit farbigen Streifen versehen wurde. Eine kurze Interpretationshilfe von der Künstlerin persönlich: «Dieses Bild ist eine künstlerische Reduktion von Malerei auf ihre materielle Erscheinung.» Was das Maximilian doch alles zu bieten hat! Dafür erwartet der Chef von der Kundschaft auch ein gewisses Entgegenkommen. Hat man sich doch so Mühe gegeben mit dem Kunst-Gastro-Raum-Konzept. Die Speisekarte weist den Gast gleich an den richtigen Ort: «Entsprechend der klaren Raumaufteilung in Restaurant, Lobby und Bar gestalten und empfehlen wir auch unser Angebot», steht dort geschrieben. Es folgt eine Auflistung, welche Delikatessen in welchem Raum gegessen werden sollen («Grüezi. Sie möchten unsere Weisswürste mit süssem Senf geniessen? Bitte verlassen Sie zu diesem Zweck die Lounge und begeben sich zur Bar. Herzlichen Dank.») Thomas Bischof, Geschäftsführer: «Bei all den Stimmen überrascht mich besonders, dass viele Gäste den Zusammenhang zwischen Raum- und Gastrokonzept bereits erkannt haben.» Na, Gott sei Dank. Als Anerkennung gibt es nach einem mehrgängigen Menu die kupferne «Maximilian-Münze», eine «kleine Aufmerksamkeit des Hauspatrons».



Werfen wir zum Schluss einen Blick in die Zukunft, auf den nächsten Sommer im Bleicheli: Herr Tomasini wirft mit Maximilian-Münzen um sich. Pipilotti und Carlos wedeln draussen mit Handzetteln herum: «Entsprechend der klaren Raumaufteilung der Stadt-Lounge in Empfang, Garderobe, Business-Lounge und Relax-Lounge, empfehlen wir Ihnen folgendes Verhalten: ...» Spezialputz-fahrzeug, bitte kommen.

Marcel Bächtiger, 1976, in St.Gallen aufgewachsen, lebt als Architekt und Filmemacher in Zürich.

STATT-SPAZIERGÄNGE QUER DURCH CHUR, SCHAFFHAUSEN, WINTERTHUR

Nachdem sich der diesjährige Protest gegen das World Economic Forum WEF in die kleinen Städte verlagerte, war allerorten davon die Rede, dass dort jetzt der Widerstand hockt. Und tatsächlich war auf den Demos nicht bloss von globalen Leadern, sondern auch von lokalen Immobilienfürsten die Rede. In einer dreiteiligen Serie geht Saiten dem Klima in den umliegenden Kleinstädten nach, im Wortsinn: Auf drei Stadtpaziergängen berichten Einheimische über das vermeintlich neue kulturelle und politische Leben in ihrer Stadt. Nach der Begegnung mit Winterthurs Widerstand (siehe auch Entgegnung auf der nächsten Seite) folgt eine lakonische Führung durch Chur. Den Schlusspunkt im nächsten Saiten setzt Schaffhausen.

CHUR IST SCHÖN – VERWEILE

von Daniel Steffen

– mit diesem Spruch wurden bis vor einigen Jahren ankommende Reisende am Churer Bahnhof begrüsst. Seit längerem ist der Churer Bahnhof eine Grossbaustelle zürcherischen Ausmasses, und so überschen wohl die meisten Reisenden den neuen Willkommensspruch «trari trara, die post ist da», der in Neonlettern am Zugang zum Postautodeck beim Bahnhof prangt. Kunst am Bau nennt sich dieser Infantilismus. Doch nicht kleinstädtische Dummheit soll hier das Thema sein, sondern die kulturelle und politische Befindlichkeit in der Hauptstadt Graubündens. Seid also willkommen auf unserem kleinen Spaziergang durch die älteste Stadt der Schweiz, die gemäss dem trendigen Herausgeber der trendigen Zeitschrift Wallpaper, Tyler Brulú, zu den 100 trendigsten Städten der Welt zu zählen ist. Durch die Bahnhofstrasse laufen wir in Richtung Altstadt, vorbei an der Banca Popolare di Sondrio, vorbei an der Credit Suisse. Wer kopfwehresistent ist und es volkstümlich will, macht einen Abstecher in den H&M, wer auf Schönegeistiges steht und sich von den paar Punks und Alkoholikern gegenüber dem Kaufhaus Manor nicht abschrecken lässt, dem sei ein Besuch im Bündner Kunstmuseum empfohlen. Nebst wechselnden Ausstellungen sind Werke der drei Giacomettis, Augusto, Giovanni und Alberto zu bewundern, daneben die Expressionisten Ernst Ludwig Kirchner und Albert Müller, wer es derber mag, findet im Untergeschoss frühe Arbeiten von H.R. Giger.

Ein Inder im Parlament

Ein paar Schritte weiter, und wir stehen am Postplatz. Ein Meisterwerk schweizerischer Verkehrsplanung: eine Art Doppelkreisel, einer der beiden Kreisel ist gleichzeitig eine

Fussgängerinsel. Vervollkommen wird der Platz durch eine Überwachungskamera und eine Lichtsignalanlage für Fussgänger und Automobilisten. Unheimlich raffiniert, nehmt euch ruhig etwas Zeit zur eingehenden Betrachtung - und plötzlich werdet ihr Tyler Brulú verstehen. Wir überqueren den Postplatz und betreten zwischen dem Hauptsitz der Graubündner Kantonalbank und dem mit Natursteinplatten aufgemotzten UBS-Gebäude die Fussgängerzone der Altstadt, die seit ein paar Monaten mit den selben langweiligen Steinen gepflastert ist wie überall in den Altstädten der Schweiz. Das muss wohl ein Trend sein ... Vorbei an den zahlreichen, in Fussgängerzonen obligaten Geschäften, in denen alle erdenklichen Dinge zu kaufen sind, nur nicht was im Alltag benötigt wird – wie überall.

Wir kommen an der ehemaligen Markthalle und dem Rathaus vorbei, was uns die Gelegenheit zu einem kleinen Abstecher in die Churer Lokalpolitik gibt. Im letzten Oktober haben die Gemeinderatswahlen stattgefunden. Die «Freie Liste Chur», eine junge und unabhängige Gruppierung, die eigens für die Wahlen (und die Unterstützung des einzigen unabhängigen bisherigen Gemeinderats) ins Leben gerufen wurde, hat mit sehr wenig Geld, dafür mit einem phantasievollen Wahlkampf einen zweiten Sitz errungen. Von FDP-Exponenten (minus 1 Sitz) als «Psychopathen» bezeichnet, von CVPLern (minus 1 Sitz) ignoriert und von SP-Genossen (plus 1 Sitz) belächelt, wurde mit Kiran Trost ein in Indien geborener, 24-jähriger Pflegefachmann in den Gemeinderat gewählt. Zusammen mit den beiden ebenfalls neu in den Rat gewählten Jungsozialisten Jon Pult (20) und Andrea Fopp (21) erfährt die Legislative eine deutliche Verjüngung, auch das Kräfteverhältnis hat sich etwas verschoben: Neu sitzen den zwölf «Bürgerlichen»



neun «Linke» gegenüber. Gross war die Euphorie, doch auf Grund eines Achtungserfolges soll keiner glauben, dass ein Paradigmenwechsel ansteht und gleich das goldene Zeitalter im Städtchen anbricht. Genut der Politik, wir spazieren weiter und kommen auf den Martinsplatz. Der «Rägawurm», ein genossenschaftlich betriebener Bio-Laden, ist hier zu finden, nebenan der «Falken». Einst Treffpunkt von Originalen, Jenischen, Lebenskünstlern und Säufern, später Genossenschaftsbeiz mit feiner und preiswerter Bio-Küche, hat der «Falken» ein Profil verloren, auch die WoZ im Zeitungsstander wurde durch den Blick ausgewechselt. An der Martinskirche mit den fantastischen Glasfenstern Augusto Giacomettis vorbei laufen wir bergwärts Richtung Kathedrale. Auf dem Weg liegt das Kultur- und Gasthaus Marsöl mit dem schönsten Saal der Stadt, mit Hotel, Bar, Galerie und einem Restaurant. Dort kocht der Küchenchef aus Sri Lanka schmackhafte Bündner Spezialitäten wie auch indische

Currys. Die Galerie von Luciano Fascati bietet zeitgenössischer Kunst eine Plattform. Den Kulturbetrieb mussten die Betreiber des Marsöl-Saales nach fünf Jahren anfangs dieses Jahres aus Geldmangel einstellen. Damit ist Chur wieder um ein Angebot ärmer geworden.

Erlebnis in der Kathedrale

Wir kommen zum Hof, Sitz des Bischofs. In den neunziger Jahren fanden hier regelmässige Demonstrationen gegen den damaligen Bischof Wolfgang Haas, Mitbetreiber der erzkatholischen, stockkonservativen Vereinigung «Opus Dei», statt. Seit dieser 1997 ins (eigens für ihn gegründete) Bistum Vaduz abberufen wurde, ist es wieder ruhig geworden auf dem Hof. Am oberen Rand des Platzes die Kathedrale: Deren asymmetrischer Grundriss bereitet schon manchem Kunsthistoriker Kopfbrechen – Geomanten glauben das Rätsel gelöst zu haben. Die Kathedrale wird einer umfassenden Sanierung unterzogen und ist zur Zeit nicht sehr ansprechend. Doch für die Zeit

nach der Renovation will ich euch einen Geheimtip verraten: Besuch (insbesondere als Nicht-Katholiken) auf LSD die Frühmesse morgens um fünf in der Kathedrale. Ein beeindruckendes Erlebnis, welches ein tiefes Verständnis des Katholizismus wie auch von sakraler Baukunst eröffnet.

Doch fahren wir fort mit unserem Spaziergang. «THC» steht schwarz auf weiss auf einem Wegweiser hinter der Kathedrale, aber wir lassen uns nicht täuschen: Das Schild weist nicht den Weg zum nächsten Hanfeld, sondern zur Theologischen Hochschule Chur. Diese lassen wir links liegen, ebenso die marode Kantonsschule, in welcher einst auch Niklaus Meienberg unterrichtete. In der ersten Spitzkehre der Strasse nach Arosa steht das Haldenhüttli, ein kleiner Pavillon, von dem aus man einen guten Überblick auf die Stadt erhält. Apropos THC: Falls du gerne kiffst, so tue es nicht hier, lass es überhaupt bleiben auf öffentlichen Plätzen in der Stadt, denn Churs Ordnungshüter tauchen vorzugsweise dann

auf, wenn sie nicht gebraucht werden. Links unten übrigens, an ein idyllisches Schlösschen erinnernd, das ist die kantonale Strafanstalt Sennhof. 74 Insassen «bietet» sie Platz, und lange ist es her, seit einem Häftling die Flucht gelungen ist ... Rechterhand, unterhalb des Bahnhofs, erblicken wir die Churer Neustadt mit ihren zahlreichen Hochhäusern und Betonsiedlungen. Der Hauptverursacher dieser Beleidigung für Auge und Seele, der Churer Bauunternehmer und Multimillionär Thomas Domenig ertrug diesen hässlichen Anblick selbst nicht mehr und hat sich aus dem Staub gemacht: In Namibia lebt er nun, auf einer riesigen Ranch, mit eigenem Wildreservat, Giraffen, Elefanten, Löwen, Antilopen – für die Churer Kinder hat er am Rande der Neustadt, auf dem Areal einer ehemaligen Schiesspulverfabrik, einen Streichelzoo eingerichtet.

Verlassen wir das Haldenhüttli wieder und schauen uns noch etwas in der Altstadt um. Die Untere Gasse bietet schweizweit die grösste Beizendichte, für beinahe jeden Geschmack findet sich etwas: Bierliebhaber kommen in Toms Beer Box voll auf ihre Kosten, beim zweiten Gemeinderat der Freien Liste, Tom Leibundgut, erfährt man auch immer die neuesten Stadtgeschichten. Aus der Helvetia-Bar, Treffpunkt von Randgestalten, Polytoxikomanen, Trinkern, Künstlern und Drogenfahdern, drang jahrelang ein süsslicher Duft auf die Gasse, eine Razzia hat dem aber ein Ende gesetzt. Etwas versteckt finden wir die Werkstatt, die einzige Genossenschafts-Bar der Stadt, der einzige Ort, an dem die WoZ, «Die Zeit» das «megafon» und anderes zum Lesen aufliegen. Hier stehen zwanzig Sorten Tee zur Auswahl, Gazosas, Bio-Eistee, nur Coca Cola gibts hier nicht. Hier finden häufig Konzerte, Filmabende, Lesungen, Tanzpartys und mehr statt. Hier arbeitet auch der Schreibende und will euch deshalb diese Bar wärmstens empfehlen ... Ebenfalls in der Unteren Gasse warten die Kleindealer auf ihre Kunden, und seit Schweizer diesen Job nicht mehr verrichten, dürfen Asylbewerber aus Schwarzafrika die bösen Buben spielen - einer muss der Neger sein.

Keine Kultur im Siechenhaus

Bis euer letzter Zug fährt, bleibt uns noch Zeit für einen kurzen Abstecher zum Jugendhaus. Wir verlassen die Untere Gasse durch das Obertor, überqueren die Plessur und biegen ins Welschdörfli ein. Auf der linken Seite die Felsenbar: Falls dich die Türsteher passieren lassen, darfst du im Gedränge rumstehen, an allen erdenkbaren Kosmetika schnuppern und dir schlechte Musik zu Gemüte führen. Auf der gegenüberliegenden Seite das Halli-Galli: Provinz ist dort, wo es ein Halli-Galli gibt! Weiter führt uns der Weg an zahlreichen Rotlichtbetrieben vorbei an den Bienenweg, «Kulturhaus» steht am hellblauen Gebäude, ehemals das städtische «Siechenhaus», geschrieben, und wir stehen vor verschlossenen Türen. Wir kommen viel zu spät, die Kantonshaupt-



REFRESHING AIR..

RADIO AUF UKW 107.1 MHZ
KABEL 101.6 MHZ (SG,AR,AI) + 98.95 MHZ (TG)
WWW.TOXIC.FM

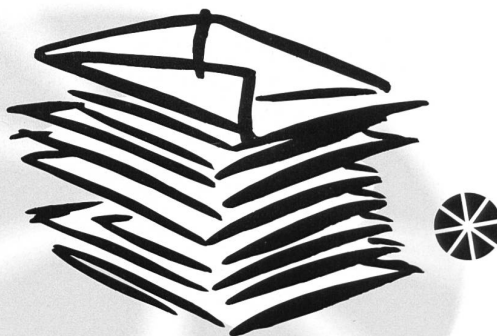
DEIN SOUND. DEIN SENDER. JETZT.



fabienne.daugard@toxic.fm - illu: eif.ch.tt

dreischiibe Office Point

Die «Saiten» verpacken
ist nur eine unserer starken
Seiten.



dreischiibe

dreischiibe Office Point

Sekretariats- und Versanddienstleistungen
Rosengartenstr. 3, 9006 St.Gallen, Tel. 071 243 58 00
officepoint@dreischiibe.ch, www.dreischiibe.ch

Musikakademie St.Gallen
Kirchenmusik Klassik Jazz Blasmusik

klubschule migros

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikpädagogik Berufsbegl. Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegl. Ausbildung

Musikalische Grundschule Berufsbegl. Ausbildung

**Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur
Musikalischen Grundschule** Vorkurse

Studienbeginn: August / Anmeldeschluss: März

Aufnahmeprüfungen: Juni

Bestellen Sie den detaillierten Prospekt "Musik & Kultur".

Weitere Ausbildungen der Musikakademie:

Kirchenmusik - Blasmusikdirektion - Chorleitung

Beratung und Anmeldung:
Musik & Kultur; Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2; 9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00; musik.kultur@gmos.ch

Klubschule Migros ist **EDUQUA** zertifiziert. www.klubschule.ch

Jazzschule



Foto: Daniel Steffen

Der Hauptverursacher der Beleidigungen für Auge und Seele, der Churer Bauunternehmer und Multimillionär Thomas Domenig, ertrug den hässlichen Anblick selbst nicht mehr und hat sich aus dem Staub gemacht: In Namibia lebt er nun auf einer Ranch mit eigenem Wildreservat, Giraffen, Elefanten, Löwen und Antilopen.

stadt mit ihren 35'000 Einwohnern hat seit Jahren kein Jugendhaus mehr. Durch personelle Fehlbesetzungen wurden auch die allerletzten Besucher vertrieben, und so konnte die Stadt das Haus mangels Bedürfnis schliessen. Das Gebäude wurde in kurzer Zeit zum zweiten Mal umgebaut, als Veranstaltungsort für Kurse, Konzerte, Probelokal für Theater, Partylokal, möglichst multifunktional, möglichst unbrauchbar und mit Mietpreisen, die für Jugendliche viel zu hoch sind. Seit dem letzten Sommer erscheint es den Stadtvätern als Problem, dass sich die Jugend auf öffentlichen Plätzen trifft. Die Lösungsvorschläge des (sozialdemokratischen!) Stadtrates: ein Alkoholverbot auf öffentlichen Plätzen sowie drei verschiedene Varianten von Zäunen rund um den grössten Treffpunkt. Hier werden die frisch gewählten Jungpolitiker gefordert sein!

Es ist an der Zeit, kehren wir zum Bahnhof zurück, auf dem Weg noch ein paar Hinweise: Automobilisten finden zahlreiche Parkhäuser mit freien Plätzen, Autonome finden seit Jahren keine besetzten Häuser, Freiräume gibt es kaum mehr, denn alle freien Räume sind bereits anderweitig besetzt (oder werden demnächst abgerissen). In dieser kurzen Zeit konnten wir nur einige Orte in der Stadt besuchen. Der Weg zum Waldhaus etwa, der psychiatrischen Klinik, in welcher auch zwanzig Jahre nach den Nazis noch Zwangskastrationen an Jenischen durchgeführt wurden und der Chefarzt ungestraft seine abstrusen Rassentheorien verbreiten durfte, wäre etwas weit gewesen. Doch dazu will ich euch ein Buch auf die Heimreise mitgeben: «Zeus oder der Zwillingston» ein Roman der jenischen Schriftstel-

lerin Mariella Mehr. Immerhin durftet ihr euch heute die Altstadt anschauen, welche während euerm letzten Besuch, an der WEF-Demo, hermetisch abgeriegelt wurde.

Wenn ihr euch nun fragt, weshalb der Schreibende überhaupt noch in dieser Stadt lebt, so entgegne ich euch: Ist es anderswo denn besser? Und was für meine Stadt spricht: Auch wenn andere Schweizer Städte tief im Nebel liegen, strahlt in Chur die Sonne! Auf Wiedersehen in Chur.

Daniel Steffen, 1968, ist gelernter Buchhändler und Mitbegründer der Kulturbar Werkstatt. Seit 1987 lebt und arbeitet er in Chur, seit längerem als Betriebsleiter der Werkstatt.

Leserbrief

Reaktion auf Saiten 03/05: «Her mit den Hütten!» von Bettina Dyttrich

Spannend ist die Chronik der aktuell und ehemals besetzten Häuser in Winterthur. Dazu hätte man ja fast noch einen Plan erstellen können. In Winterthur geht was und Gut und Böse sind klar definiert. Meiner Meinung eine etwas eingeschränkte Sicht, die der Artikel widerspiegelt. Es entspricht aber dem, wie ich Winterthurs sogenannt politische Szene kennengelernt habe. Hier wird ein Weltbild gepflegt, dass meiner Meinung nach den achtziger Jahren und nicht dem Jahr 2005 entspricht. Nur besetzt = genug alternativ = gut. Bloss ganz kurz geht Bettina Dyttrich im dem Artikel auf all die alternativen Betriebe ein, die teils auf www.wundertour.ch eine Plattform haben. Gar keine Erwähnung finden alternative Kulturbetriebe wie das Gaswerk und das Krafffeld, die die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht generell verurteilen, sondern sich mit ihnen auseinandersetzen und ihren Weg suchen. Beide Betriebe nutzen ehemalige Industrie-Räumlichkeiten und haben einen spannenden Prozess hinter und vermutlich auch noch vor sich. In den Augen jener Szene, die gut und schlecht nach längst überholten Masstäben beurteilt, sind diese Betriebe dann aber einfach kommerziell und gehören damit zu den Bösen. Was will diese sehr aktive Szene, die in Winterthur immer wieder neue Räumlichkeiten besetzt? Die Kritik an den globalen Verhältnissen und die Forderung nach billigem Wohnraum kann ich nachvollziehen. Aber braucht Winterthur neben den fünf Konzertklubs (Gaswerk, Salzhaus, Albani, Endstation, Krafffeld) und einigen besetzten Häusern, die auch Veranstaltungen anbieten, nochmals ein paar zusätzliche Lokale, die nochmals das gleiche machen? Oder braucht es billigere Eintritte, obwohl der allergrösste Teil der Bevölkerung genug verdient, um diese zahlen zu können und den anderen mit der Kulturlegi verbilligter Eintritt gewährt wird (was zwar kaum genutzt wird). Was diese Szene will, kommt im Artikel leider nicht wirklich rüber. Vielleicht weiss sie ja das selbst nicht so genau. Ich persönlich würde dem Winterthurer eher zurufen, er soll erwachen, in der Jetztzeit ankommen, sein Trauma wegen all den verlorenen Arbeitsplätzen thematisieren oder loslassen und das tolle Kulturprogramm auch nutzen. Und vielleicht eine alternative Kulturzeitung auf die Beine stellen, damit wirkliche Meinungen auch kundgetan werden können (liebes Saiten – willst du nicht expandieren?). Die böse Stadt unterstützt immerhin diese Konzertklubs, was vielleicht gar nicht nötig wäre, wäre in Winterthur der eine oder andere in seiner Einstellung etwas urbaner, kulturinteressierter und lebensfroher.

Manuel Lehmann, Mitbetreiber des Kulturlokals Krafffeld

ZAMORANO, WARUM HEIRATEST DU SIE NICHT?

«Suiza?» – Natürlich kenne er die Schweiz, meint der chilenische Polizeibeamte, der mich die dreissig Kilometer von Rio Blanco bis nach Coyhaique mitnimmt und mich vor einer weiteren harten, zweistündigen Fahrt gegen den starken Wind bewahrt. Es ist das erste Mal, dass ich von der Polizei mitgenommen werde. Und ich fühle mich blendend dabei.

Auf der Ladefläche des Carabiniero-Geländewagens liegen neben meinem Fahrrad und dem Veloanhänger die beiden Gepäcktaschen meiner Kollegen Philip und Tobias. Die beiden Jungs haben im Auto keinen Platz mehr gefunden, können jetzt aber die restlichen Kilometer bis ins Städtchen ohne Lastanhänger zurücklegen.

Der Weg windet sich durch eine grüne Hügellandschaft, in der Ferne zeigen sich immer mehr weisse Bergspitzen. Wir nähern uns den Anden. Hinter der Autoscheibe flitzen Kühe, Bäume und Wellblechhüttlein plötzlich ungewohnt schnell vorbei. Der Carabiniero überfährt beinahe ein Gürteltier, das über die Strasse trippelt.

Erschöpft hänge ich im Beifahrersitz, suche vergebens nach einer Sicherheitsgurte und lasse dann die Beine baumeln. Sie haben mittlerweile mehr als 1500 Kilometer zurückgelegt und können diese Ruhepause bestens gebrauchen.

Mit dem Wind

Vor allem die Fahrt auf der Ruta 40, welche uns in den letzten Tagen über etwa 700 Kilometer durch argentinische Pampa führte, hat Spuren hinterlassen. Von dieser Teilstrecke ist uns vor allem Staub, Steppe, Schotterpiste, Sand und viel Gegenwind in Erinnerung geblieben.

Dabei war der Wind noch auf unserer Seite, als wir vor rund zehn Tagen den «Parque National Torres del Paine» in den chilenischen

schaft wird wieder abwechslungsreicher und vielfältiger. Genau diese Naturvielfalt hatte uns seinerzeit dazu bewogen, Chile als unser Tourenland auszuwählen.



Zamoranos Rückzieher

«Suiza!», wiederholt der Carabinero und nickt. Ob ich San Gallo kenne? «Natürlich, ich wohne sogar in San Gallo, Herr Carabinero.» Ich bin stolz, dass der Herr in Uniform auf das Stichwort «Suiza» gleich meine Heimatstadt erwähnt. Nicht zum ersten mal erfahre ich, dass hier viele Leute schnell einmal auf «San Gallo» zu sprechen kommen, wenn man sich ihnen als Schweizer vorstellt. Und nicht etwa auf «queso», «chocolate» oder gar «Zurich» oder «Luzern». Mittlerweile weiss ich auch, warum.

Bereits gestern, als wir mit einer Fähre von Chile Chico nach Puerto Ibañez übersetzten, sprach uns Raoul, ein Student aus Santiago de Chile, als erstes auf «San Gallo» an. Er kenne das Fussballteam von San Gallo, das international ziemlich bekannt sei. Wir widersprachen ihm. Es gebe zwar ein Fussballteam in St.Gallen, international bekannt sei es aber nicht. Andere Studenten mischten sich ins Gespräch ein: Klar sei



Anden in Richtung argentinische Grenze verliessen. Der argentinische Zollbeamte wiederholte etwa zehnmal «quasi moto», bis wir verstanden, dass er vom Rückenwind sprach, der uns an jenem Tag mit einem Fünfziger über die Piste sausen liess. Wir genossen das Töfflibubengefühl in vollen Zügen, da es vorauszusehen war, dass der Wind uns nicht immer treu sein würde. Und tatsächlich strampelten wir während den nächsten zehn Tagen im Schrittempo gegen die berühmten patagonischen Winde. Es hatten uns zwar zuvor einige Leute von den Stürmen in der Pamparegion erzählt, wir hatten uns das Ganze aber nicht ganz so extrem vorgestellt. Es war ein Fehler gewesen, alle Warnungen betreffend Wind in den selben zu schlagen.

Jetzt, da wir uns wieder auf chilenischem Gebiet und somit am Andenostfuss befinden, nimmt der Wind tendenziell wieder ab und die Land-

St.Gallen (jetzt sogar richtig ausgesprochen!) ein Begriff bei ihnen in Chile. Ein chilenischer Fussballer habe einmal dort gespielt. Die Überraschung war perfekt: Chilenische Jugendliche kennen St.Gallen, weil ein gewisser Iván Zamorano vor fünfzehn Jahren dort Tore geschossen hat. Ich und Raoul erklärten uns gegenseitig, dass Zamorano für uns noch heute ein grosses Fussballidol sei. Wir strahlten um die Wette. Und Rubio! Ja, auch den kennen wir beide. Wir lagen uns beinahe in den Armen.



Einige Tage zuvor schon schwelgte ich in Zamorano-Zeiten. Der Fussballstar war mit einer blonden Schönheit auf den Titelseiten sämtlicher Tageszeitungen und Klatschhefte abgebildet. Zudem konnten wir einmal in einem Restaurant mitverfolgen, wie Zamorano sogar das Thema einer längeren Talkshow war. Wir hatten nie ganz verstanden, was um seine Person kürzlich geschehen war. Raoul erklärt uns seine Version: Iván Zamorano hätte in diesen Tagen das argentinische Model Maria Alberó heiraten sollen. Jetzt, kurz vor seiner zweiten Hochzeit, habe er einen Rückzieher gemacht und die Trauung platzen lassen. Rückzieher waren schon früher seine Spezialität, lachen wir. Es sei wirklich zum Lachen, meint Raoul: Es kursiere jetzt in der Boulevardpresse sogar das Gerücht, Zamorano stehe nicht wirklich auf Frauen.

Nur Palaver

Mit diesen vergnüglichen Informationen im Gepäck sitze ich jetzt also übermüdet neben einem chilenischen Polizisten, der von Iván Zamorano zu schwärmen beginnt. Ihn habe Iváns Karriere von Anfang an interessiert, und er habe die Resultate von Zamoranos jeweiligem Klub jedes Wochenende gespannt mitverfolgt. Deshalb sei ihm auch der FC St.Gallen nicht unbekannt. Immer wieder spricht der Polizeibeamte von Zamoranos Kopftoren und spielt die legendären Sprung- und Torszenen mit dem Kopf nach.

Ich erzähle dem Carabinero von vergangenen Zamorano-Zeiten im Espenmoos und von den Bicicletas gegen Luzern und YB. Dann spreche ich den immer euphorischer werdenden Polizist vorsichtig auf das Gerücht um Zamorano an. Das sei alles Schwachsinn, meint er. «Nur Palaver!» sagt er fast beleidigt. Iván sei vor allem in den Medien, weil er sich etwas zu ungestüm gegen Paparazzis gewehrt habe.

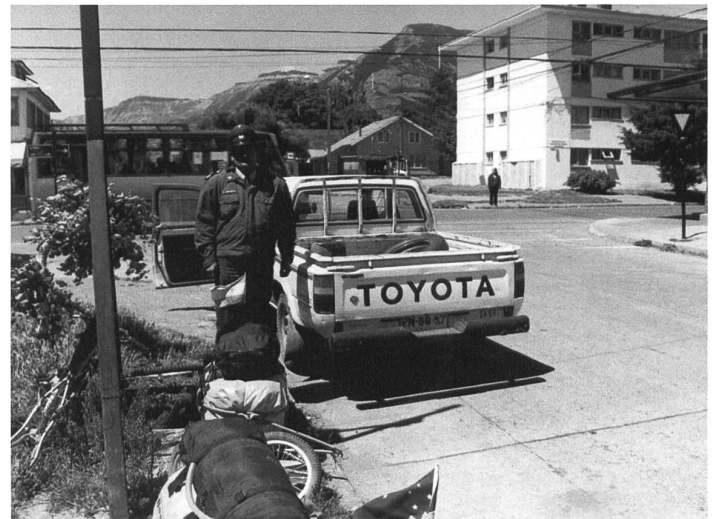
Im Internet finde ich ein paar Tage später die Bestätigung: Paparazzis hatten Zamorano so penetrant belagert, bis er handgreiflich wurde. Die Heirat stand anscheinend zwischenzeitlich einmal in Frage, ist aber



noch immer geplant. Eingeladen sei unter anderem auch Hugo Rubio, der mit Iván Zamorano zusammen in der Schweiz erfolgreich Fussball gespielt habe. Schön zu hören.

Als wir in Coyhaique ankommen, hilft mir der freundliche Carabinero, alle Gepäckstücke auszuladen und posiert stolz mit Mütze für ein Foto. Dann verabschiedet er sich. Ich setze mich in ein Café, warte auf meine Freunde und schaue mir auf der Karte unsere nächsten Etappen an: Ich freue mich auf die so genannte Carretera Austral, die uns über mehrere Pässe durch die Anden ans Meer führen wird. Ich träume von Seen, Regenwäldern, Vulkanen und heissen Quellen, die uns dort erwarten werden. Und dazwischen von Zamoranos Bicicleta-Tor zum drei zu eins gegen Luzern im ausverkauften Espenmoos. Hin und wieder lache ich stolz die einheimischen Passanten an: Seht her Leute, ich bin aus San Gallo!

37



HOL DIR DEN FRÜHLING!



«Das ist doch die seltsamste Zeit, der Vorfrühling, wenn alles voll Versprechungen und voll zarter Hoffnungen ist! Wie leicht lässt sich jetzt marschieren! Es ist nicht mehr kalt und doch noch nicht warm, die Vögel erwachen aus ihrem Liederschlaf, Wolken wandern mit, und die Leute machen endlich wieder hellere Gesichter.»

Nichts Langweiligeres, als im Frühling über den Frühling zu lesen. Als wäre es nicht schon genug, sein Gurgeln und Schmatzen, sein Grünen und Gelben, sein Stossen und Ziehen mit den eigenen Sinnen wahrzunehmen. Diese Jahreszeit mit ihrer Osterhasenpenetranz neigt ohnehin dazu, uns kopfscheu zu machen: Angesichts der Revolution der Modefarben verkriechen wir uns lieber noch eine Runde im kuscheligen Wintergrau.

Ich selber spürte den Frühling heuer erstmals im vergangenen Dezember. Nach einer nicht abbrechen wollenden Kette von frostigen Nebeltagen setzte ich mich in die Trogenerbahn und stieg zur besonnenen Vögelinsegg hoch. Und plötzlich war er da, der Frühling. Zwar war weit und breit kein grünes Gräschen zu sehen und keine Knospe trieb, doch der Duft war da. Fast wollte ich ihm Offenbarungscharakter zugestehen. Mir wurde bewusst: Drunten in der kältestarren Stadt hatte ich das Riechen verlernt. Jetzt, in der sonnenwarmen Luft, konnte sich der Duft – ich glaube, es roch nach Kuhdung und Erde – entfalten und mich mit dem betören, was man den Zauber des Frühlings nennt. Zur Unzeit.

Ich habe daraufhin, den halben Weg über die «Eggen» in meinem Kopf nach den Wörtern gesucht, mit denen unsere Sprache die Jahreszeiten behaftet. Wo der Frühling sein blaues Band flattern lässt, da herrscht der Winter mit harter Hand. Er wird ein strenger Gast geschimpft, dem Herbst hingegen wird das Kunstgewerbe des Malens attestiert und der Frühling gar in ein Brautgewand gehüllt. Nur zum Sommer hat mir nichts einfallen wollen. Vielleicht ist er im Strassenbau angestellt und walzt mit seiner Hitze und seinem einformigen Grün unsere Fantasie einfach platt.

Früher wurden die Jahreszeiten als Reigen dargestellt, in der in harmonischer Folge eine Naturgestimmtheit der andern die Hand reicht. Das Bild will nicht mehr passen. Mit der Klimaveränderung geraten die Tanzschritte durcheinander, und indem wir in Australien überwintern und in Kenia Ostern feiern, scheuen wir aus dem labilen Kreistanz aus und drehen unsere ganz private saisonale Kür.

Viel einfacher und billiger ist es, den Jahreszeiten im Kopf ein Schnippchen zu schlagen. Sich hinzusetzen und im Frühling über das goldene Licht des Herbstes zu schreiben, sich beim Bade auf Dreiwiefern zu erinnern, wie es war, den Schneeflocken zuzuschauen, die hier verschwanden, kaum hatten sie die schwarze Wasseroberfläche mit ihrem Hauch berührt. Die Schriftstellerin will es dünken, die Kraft der Imagination, die nicht nur Berge zu versetzen, sondern auch das Gesetz der Zeit aufzulösen vermag, lasse durch das Spannungsfeld des Gegensatzes einen Frühling noch duftender, einen Winter noch stiller, den Sommer öder, den Herbst brennender erscheinen. Und angenommen, dieses Gesetz der Intensivierung unserer Gefühle liesse sich beliebig anwenden, dann hiesse es auch: In Abwesenheit der Liebe wird uns die Köstlichkeit der Liebe am eindringlichsten bewusst. Soviel zum Frühling.

Schade nur, dass Leben sich nicht denkerisch bewältigen lässt. Und wir uns immer wieder angekettet sehen, wenn schon nicht an das Rad der Zeit, so zumindest doch an ihre Linearität. Ein jeder Mensch wird älter und seine Zeit mit ihm. Er oder sie erlebte den



allerersten Frühling aus der Perspektive eines Kinderwagens, den sechsten möglicherweise beim Räuberspiel im grünen Buchenwald. Ein Frühling mag der ersten oder zweiten oder dritten Liebe geweiht gewesen sein. Oder einer Trauer. Beim zweiundfünfzigsten fror man sich vielleicht in Italien den Arsch ab. Und sofort. Wehmut kommt bloss auf, wenn man zählt. Doch die Zeit ist keine genormte Masseinheit. Jeden Tag wartet sie mit einem andern Tanzschritt auf und ihr Tempo variiert von lento bis allegro. Die Zeit ist auch kein Körper, wie es uns das «Tagblatt» mit seinem Slogan «Am Puls der Zeit» am neuen Buspavillon beim Hauptbahnhof mit einer Schautafel glauben machen will. Der Körper sind wir. Robert Walser drückt es so aus:

«Die Zeit verstrich; ich konnte sie nicht am Vergehen verhindern. Indes ich sie machen liess, ihr ihre Eigenart nicht abstritt, nützte ich sie dadurch aus, dass ich die vorbeigehenden Leute beobachtete. (...) Alle gingen dahin, vom Unbeachteten beobachtet. Hie und da blieb einer stehen, aber die Zeit tat das nicht. Fliehen ist ihr angeboren.»

Die St.Galler Schriftstellerin **Christine Fischer** (1952) berichtet monatlich aus der Perspektive der Spaziergängerin - mit auf den Weg nimmt sie ein Zitat Robert Walsers, der das Spazieren einmal als «Schaffensbedingung des Poeten» gerechtfertigt hat. Ihre Begleiterin ist **Lika Nüssli**. (1973) Die Illustratorin geht für ihre Zeichnungen vom selben Walser-Zitat aus, ohne Fischers Text zu kennen.